

Feste ohne Glauben

Von Shobha Dé

Als ich ein kleines Mädchen war, kreißte mein ganzes Leben um Feste. Feste bedeuteten Feierlichkeiten. Neue Kleider. Delikatessen. Und Spaß. Tatsächlich waren Feste in jenen entfernten Vor-Fernsehen- und Vor-Video-Tagen die einzige bekannte Quelle für Unterhaltung. Sie waren die Schauplätze aller gesellschaftlichen Aktivitäten. Die englischen Monatsnamen waren nicht halb so bedeutend wie ihre Hindu-Äquivalente, und zwar hauptsächlich, weil sie mit verschiedenen Festen verbunden waren.

Neben den Knüllern wie *Diwali*, *Holi*, *Janmashtami* und *Ganapati* war man mit einigen anderen weniger bedeutenden Festen zumindest vage vertraut. Der Monat *Shravan* etwa bedeutete über seine gesamte Dauer strenge vegetarische Diät plus wöchentliches Fasten an den Montagen. Dieses 'Fasten' war für Kinder eine besondere Gaudi, da es Riesenportionen von Reis mit Sago einschloss, schön angerichtete Fruchtplatten, und einem würzigen 'Reissteller', der überhaupt nicht aus Reis bestand! Unter dem Vorwand, Hülsenfrüchte und Getreide zu meiden, stopften wir uns mit Stärke und Kohlehydraten voll, und kamen uns dabei furchtbar fromm vor.

Unterschiedliche Gerüche und Düfte waren mit bestimmten Festen verbunden. *Diwali* ging mit Duftöl-Bädern vor Sonnenaufgang einher, und mit der eigenartigen Duftnote neuer Kleider. *Divali*-Abende verbanden natürlich den stechenden Rauch von Feuerwerkskrachern mit dem eindringlichen Geruch von in Senföl getauchten Baumwolldochten, die langsam durch die Nacht vor sich hin brannten. All dies, und das unverwechselbare Aroma von frisch zubereitetem *Faraal* zum Frühstück, knusprigen *Chaklis*, die zusammen mit *naram-naram* – ganz zart gepufftem Reis in kaltem Yoghurt gegessen wurden.

Holi war eine unordentliche Angelegen-

heit, keines meiner Lieblingsfeste. Doch ich kann mich noch gut an den stechenden Geruch von *gulaf* – Farbpulver – erinnern, wenn wir uns gegenseitig eimerweise mit gefärbtem Wasser überschütteten. Mit *Holi* verbinde ich noch immer ausgedehnte Nickerchen am Nachmittag, bewirkt von viel gängigen Mittagessen.

Obwohl wir selbst keine *Ganesb*-Statue zu uns nach Hause brachten, traf sie stets – begleitet von traditionellen Fanfaren – am Wohnsitz meines Onkels ein. Es stand außer Frage, dass irgendein Familienmitglied es gewagt hätte, die beiden *Aartis* – Gemeindegottesdienste –, eine am Vormittag, die andere vor Einbruch der Dunkelheit, ausfallen zu lassen. Ob Hölle, Hochwasser oder Zwischenprüfung, wir alle mussten anwesend sein und in die vertrauten *sukkha karata*, *dukha harata* – „er macht selig, löscht das Leid aus – Gesänge des Priesters einstimmen. Während sich die kleineren Kindern darum zankten, wer von ihnen als Nächster die winzigen Messingzimbeln schlagen durfte, machten die Älteren ärgerliche Minen und gestikulierten mit erhobenen Fingern, was nur eins bedeutete – eine Tracht Prügel nach Ende der *Aarti*. Hibiskusblüten, *Agarbattis* – Räucherstäbchen –, *Modaks* – süße Bällchen – gekocht oder frittiert. Und dann der endgültige tränenreiche Abschied am Strand, wenn unser Lieblingsgott zu seiner wässrigen Heimstatt begleitet wurde.

In jedem Jahr, das vergeht, bedaure ich, dass die meisten Feste mehr und mehr zu einer glücklichen Kindheitserinnerung zusammengeschrumpft sind. Wir feiern sie heute kaum noch – sie sind nur noch eine schwache Geste, um uns an etwas zu erinnern, was einmal ein integraler Teil der Jahre war, in denen wir aufgewachsen sind. Feste kommen und gehen, *Gudi Padwa* huscht vorbei und man denkt nur noch daran, wenn eine aufmerksame Schwester aus Übersee anruft. *Janmashtami* bietet einen solchen Ausweg nicht, denn begeisterte *matka*-Topfschläger bringen es fertig, sämtliche festliche Gefühle schlagartig abzuwürgen, wenn du an ihnen vorbeifährst, in deine eigene Gedankenwelt versunken, nur von einem Haufen geschmacklos aufgedonnerter *Govindas* aufgehalten zu werden, die sich mitten auf einer vielbefahrenen Straße gegenseitig auf die Schulter steigend vor dir aufbauen [um anschließend Trinkgelder abzupressen]. Vorbei sind die Tage, an denen man den Abend zuvor wach blieb, um zu Mitternacht Krishnas Geburt zu verkünden.

Keiner besucht den anderen mehr und bringt ihm große mit Tischtüchern bedeckte *Thalis* – Platten – mit Süßigkeiten vorbei. Stattdessen werden unpersönliche Körbe mit nichtssagenden Visitenkarten von angestellten Fahrern und Laufburschen überbracht.

Und, schlimmer noch, Schachteln mit

getrockneten Früchten werden immer mehr durch Flaschen mit Scotch Whiskey und Designer-Schokolade ersetzt! An Weihnachten und Neujahr erhielt man früher edle Kuchen aus 5-Sterne Hotels oder große Geschenkkörbe gefüllt mit *Dak* Würstchen, importierter Marmelade und Dänischer Schweineschulter. Offensichtlich haben Leute mit Werbeabsichten erkannt, wie viel besser sich eine große Flasche Black & White für ihre Zwecke eignet als eine *Thali* mühsam hergestellter hausgemachter Spezialitäten (meist werden sie unter den Hausangestellten und Saubermachern verteilt, denn kalorienbewusste *bada saabs* – hohe Herrschaften – achten dieser Tage sehr auf ihren Cholesterinspiegel).

Die heute heranwachsende Generation kann die Namen der verschiedenen Feste kaum noch aussprechen, geschweige denn sie angemessen feiern. Ein weiterer Trend, der diese Entfremdung gefördert hat, ist der Massen-Exodus in die Berge während der Ferien um die Feiertage. Die meisten Eltern möchten am liebsten weg von all dem Trubel („Wir ertragen den Lärm nicht.“), machen ihren Laden einfach zu und fahren an den Strand oder sonst wohin. Dort werden die Kinder einem „Resort-Fest“ ausgesetzt, das künstlich von den Hotelangestellten inszeniert wird, als Teil des „attraktiven Ferien-Pauschalangebots“.

Städtische Kinder wissen nichts über die Legenden und Mythen, die unsere wichtigsten Feste umgeben, außer vielleicht das, was sie in Comics oder gelegentlich im Schulunterricht darüber aufschnappen. Nur wenige Familien machen sich etwas daraus, spezielle Festeinkäufe zu machen, wie das einmal üblich war. Selbst wenn sie neue Kleider kaufen, so sind diese in der Regel Ausstattungen praktisch mit doppelter Funktion, die die Kinder also das ganze Jahr tragen können. Vorbei sind die Tage, als kleine Mädchen zauberhafte *Ghagra-Cholis* – Kleidchen und Blüschen – trugen, und Jungen unter Protest *Pyjama-Kurtas* – Hose und Hemd – und *Topis* – Hüte – überstreiften. Die heutigen Kids verlangen Reeboks und Kleins an *Diwali* – und bekommen sie auch.

Fast der einzige Aspekt von *Diwali*, der sich in bestimmten Kreisen nicht geändert hat, ist das unvermeidbare Karten-

spielen mit hohen Einsätzen. Das ist ein absolutes Muss – *Diwali* ist kein *Diwali*, wenn Du nicht in einer Spielorgie entweder ein Vermögen gewinnst oder verlierst. Während zu fein angezogene Eltern über ihrem Blatt stöhnen, ächzen oder verhalten triumphieren, schauen sich gelangweilte Kinder im angrenzenden Video-Zimmer *Mad Max*, *Miami Vice* oder irgendeinen anderen gerade verfügbaren Schund an. Zur vorgesehenen Zeit holt dann jedes Kind seinen zugewiesenen Anteil an Feuerwerkskörpern heraus („Ich habe dieses Jahr 5000 ‘bucks’ bekommen, um mir Bomben zu kaufen, mein Freund!“) und geht raus, um den großen Knall zu erzeugen, der dem kranken Nachbarn einen Herzstillstand beschert und dem Pudel einen Nervenzusammenbruch.

Wenn das schon ein ziemlich teurer und abstoßender Weg ist, sich Kicks zu verschaffen, was lässt sich dann über diejenigen Familien sagen, die ihren ausgelassenen Teenagern am *Diwali*-Abend eine durchgehende Disko-Nacht organisieren? Jedem das Seine, vermute ich. Jedenfalls ist es äußerst unrealistisch und über-idealistisch, der Tradition Stillstand abzuverlangen. Die Versuchung liegt nahe, auf nostalgische Weise nach rückwärts zu schauen und zu lamentieren: „Die Dinge sind nicht mehr, wie sie einmal waren.“ Natürlich sind sie das nicht. Und können es nicht sein. Meine Mutter konnte (und tut es immer noch) jedes einzelne *Diwali pakwara* – Gericht – selbst zubereiten. Sie hatte sich der Mühe unterzogen, diese Kunst von ihrer Mutter zu lernen. Wir pflegten den beiden fasziniert zuzuschauen, während sie, über einen Zeitraum von fünf Tagen hinweg, mit großem Geschick eine wundervolle Spezialität nach der anderen zubereiteten. Bei Anbruch des *Diwali* Festtags saß die gesamte Familie dann um den Tisch herum, um sich Kostproben der herrlichen Küche von Mutter und Großmutter einzuverleiben.

Warum war ich nicht ähnlich motiviert, von meiner Mutter zu lernen, wie man knusprige, leichte *Chirotis* oder leckere frische Kokosnuss-*Karanjis* macht?

Warum habe ich mich nicht darum gekümmert, von meiner Schwester die einfache Kunst zu lernen, wie man zuhause ein schönes *Akash kandeel* selber macht? Oder die erstaunlich einfachen Linien, in denen sich eine symbolische Repräsentation

von Saraswati mit Kreide auf eine Schiefertafel malen lässt. Warum erschien mir die Verehrung der Arbeitsmittel für den eigenen Lebenserwerb [wie dies bei traditionellen Hindus üblich ist] in späteren Jahren, oder von Schulbüchern und den Schreibgeräten von Schülern so albern? Wie kam es, dass ich die Kunst des *Rangoli* – Malen von Glückssymbolen – nicht von meiner anderen Schwester abschaute, die mit einer raschen Bewegung ihres Handgelenks zauberhafte Muster entwerfen konnte. Es ist ganz einfach – meine Prioritäten lagen woanders. Umso bedauerlicher.

Beim letzten *Diwali* ging ich zu den alten Lokalen von *Girgaum*, in der Innenstadt von Bombay, und gab meine Bestellungen an *Diwali*-Leckereien auf. Es waren mehrere andere berufstätige Frauen da, die dasselbe taten. Wir alle sahen etwas dämlich dabei aus. Vielleicht habe ich mir das aber auch nur eingebildet. Der überschwängliche Geschäftsinhaber versicherte uns, niemand könne den Unterschied bemerken – „Unsere Speisen sind genau wie die hausgemachten“, sagte er mit breitem Lächeln. Ich fühlte mich noch schlechter. Kann sein, dass er mein Unbehagen bemerkte, oder es gehörte zu seinem Standard-Verkaufsspiel: „In der heutigen Zeit sind Frauen so beschäftigt – es ist nicht mehr wie in früheren Tagen als unsere Mütter noch alle Zeit der Welt hatten, um diese Speisen selbst zuzubereiten. Kaum jemand macht sich heute noch diese Mühe. Sehen Sie, selbst meine eigene Tochter gibt ihre Bestellungen hier im Laden auf!“ Diese Bemerkung sollte bewirken, dass ich mich weniger schuldig fühlte. Doch das tat sie nicht. Ich dachte, ich müsste würgen, als ich in eine *bundi-ka-laddu* – kleine Krapfen aus Kichererbsenmehl – biss. Doch ich habe überlebt. Und in diesem Jahr werde ich wieder hingehen, um ein paar mehr zu holen! ☐

Aus dem Englischen übersetzt
von Thomas Döhne

► **Zur Autorin:** Vgl. Interview in diesem Heft. Der Text stammt aus *Shooting from the hip*. New Delhi 1994, S.147-151.